

Hildegard Wustmans

Topologien der Not sind Topologien der Pastoral

♦ Not zeigt sich in gänzlich verschiedener Weise an den unterschiedlichsten Orten in der Gesellschaft. Oftmals wird sie verdrängt, vertuscht und ausgeschlossen. Denn wer sich von der Not anderer berühren lässt, steht vor den Zumutungen des eigenen Lebens. Fragen nach Gerechtigkeit, Leid und Schuld melden sich zu Wort und fordern die Pastoral heraus. (Redaktion)

Umstände, in denen Menschen leben, sind oftmals von beschämender und verschwiegener Not geprägt. Wer will schon seine Not öffentlich machen? Wer will wirklich Not sehen? Um die Erfahrung von Not wird am liebsten ein großer Bogen gemacht. Not gehört nicht zum Programm und ist dennoch eine bedrängende Realität. Not ist ein ‚verworfenen Teil‘ (Georges Bataille) in den Biografien von Menschen und in Gesellschaften. Deutlich wird diese Tatsache z. B. bei Stadtführungen. Da präsentieren sich Städte mit ihren Sehenswürdigkeiten – mit historischen Baudenkmalern, aber auch moderner Architektur, Parkanlagen usw. All das mit nur einem Ziel: sich von der besten Seite zu zeigen. Und genau diese Seite soll gesehen werden und in guter Erinnerung bleiben. Alles andere passt im wahrsten Sinn des Wortes nicht ins Bild.

Allerdings gibt es auch Aktionen, die diese Zusammenhänge durchkreuzen, wie etwa das Angebot ‚Tirol: Fremdes Innsbruck? – Orte der Not‘ im Rahmen der Österreichischen Architekturtagung 2010.¹ Ziel dieser Aktion in Innsbruck war es, Orte aufzusuchen, die nur die Betroffenen wirk-

lich kennen, also Orte, um die der Normalbürger und die Normalbürgerin instinktiv einen weiten Bogen machen. Geleitet wurde das Projekt vom Leiter des Caritas Integrationshauses, von jemandem also, der sich mit der Not anderer Menschen auskennt, sich mit diesen solidarisiert und ihnen Hilfe zuteilwerden lässt. Im Programm wurde zu einer Bedenkwanderung eingeladen, „die zur Besinnung und zum Nachdenken einlädt und durch das Verweilen an bzw. vor den Orten der Fremdheit und Not bleibende Eindrücke und Erinnerungswerte schafft.“²

Auch bei dieser Stadtführung sollte etwas Spezifisches in den Blick genommen werden und in Erinnerung bleiben – verschämte Not. Ein Faktum, das so sehr provoziert, dass man es in der Regel ausgrenzen muss. Die Ausgrenzung geschieht aus einem guten Grund. Denn wer Not sieht, ist automatisch damit konfrontiert, sich mit Überfluss und Ungerechtigkeit auseinanderzusetzen. Plötzlich könnte man selber ein Betroffener/eine Betroffene sein – allerdings von der anderen Seite der Medaille her. Vermutlich wird aus diesem Grund so oft auf Not mit Ressentiment

¹ Vgl. <http://www.architekturtagung.at/2010/event.php?item=5662> (18.12.2010)

² Ebd.

reagiert. Im Ressentiment begegnet das Erklärungsmuster, dass die Betroffenen selbst schuld an ihrer Lage sind. Wer sich wirklich anstrengt, der/die muss nicht in solche Situationen kommen. Bei dem Projekt in Innsbruck sollte gerade angesichts der Orte der Not ein Perspektivwechsel vorgenommen werden, der provozierend ist, weil dann den Fragen nach Gerechtigkeit, dem eigenen Lebensstil und der Mitverantwortung nicht mehr ausgewichen werden kann.

1 Orte der Not

Allem Anschein nach ist die Wahrnehmung von Not im Alltag, auf den gewöhnlichen Wegen durch die Stadt, in der unmittelbaren Nähe nicht vorgesehen. Sie stört das Wohlbefinden von Menschen und das Image von Städten. Die Reaktionen auf Not sind vielfach gleich: Ausschluss. Not wird übersehen und Notleidende werden verdrängt.

Besonders sichtbar ist das an einem speziellen Ort der Not – dem *Bahnhof*. Der Bahnhof ist ein Ort, an dem viele Menschen aus den unterschiedlichsten Gründen zusammenkommen: „Sie begeben sich Tag für Tag dorthin, um selbst wegzufahren oder um andere Personen abzuholen, um dort zu essen und zu trinken. Manche kommen aber auch zum Bahnhof, um darin zu flanieren und in der Anonymität mit Ihresgleichen zu reden. Spezialisten erscheinen, um im Gedränge zu stehlen und

in der Dunkelheit ihre Drogen oder käufliche Liebe zu suchen. Einige Menschen betreten den Bahnhof, um dort zu betteln oder wenigstens in warmer Umgebung zu schlafen.“³ Und gerade Letztere sind es, die stören, die ausgeschlossen werden sollen. Dies geschieht z. B. durch ist die Beschallung des Bahnhofs mit klassischer Musik. Diese soll zu einer positiven Atmosphäre am Bahnhof beitragen und zugleich mit einem besonderen Nebeneffekt aufwarten: Bettler und Drogendealer sollen so ferngehalten bzw. vertrieben werden. Jedoch wird mit dem Ausschluss das Problem der Not nicht gelöst. Es verlagert sich im wahrsten Sinn des Wortes an andere, ähnliche Orte.

Ein tatsächliches Gegenmodell zum Muster dieses Ausschlusses stellen die Bahnhofsmissionen dar. Sie sind Anlaufstationen in Situationen, in denen das Leben aus der Spur geraten ist. Sie sind Orte der Kirchen im Bahnhof. Sie markieren die Zuneigung Gottes und seine Präsenz im Leben von Menschen.⁴ An diesen Orten wird, ungeachtet der Herkunft, sozialen Lage und Konfession ein Ort des Verweilens, der Hilfe und Unterstützung angeboten.

Ein weiterer, verschwiegener und prekärer Ort der Not ist die *Familie*.⁵ Es ist eine verstörende Tatsache, wenn ans Licht kommt, dass eine Familie Ort der Gewalt gegenüber Kindern, Jugendlichen und Frauen ist. Ausdruck der verschämten Gewalt am Ort der Familie ist die hohe Dunkelziffer – und dies vor allem auch im Bezug auf sexuelle Gewalt gegenüber Kindern.⁶ Für das Umfeld, die Verwandten

³ Alfred Gottwaldt, Der Bahnhof, in: Alexa Geisthövel/Habbo Knoch (Hg.), Orte der Moderne. Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt am Main–New York 2005, 17–26, 22.

⁴ Vgl. <http://www.bahnhofsmmission.de/UEber-Uns.9.0.html> (18.12.2010).

⁵ Vgl. Andrea Lehner-Hartmann, Die alltägliche Gewalt gegen Frauen und Kinder: vom Kavaliersdelikt zum sozialen Problem, in: ThPQ 153 (2005/2), 138–148; Dies., Wider das Schweigen und Vergessen. Gewalt in der Familie, Innsbruck 2002.

⁶ Vgl. Dies., Wider das Schweigen und Vergessen (s. Anm. 5), 161.

und Nachbarn ist es oftmals kaum möglich, hinter die Kulissen von Familien zu schauen. Manchmal gibt es Ahnungen. Häufig fehlt der Mut, den Vermutungen nachzugehen. Die Befürchtungen und Mutmaßungen erscheinen absurd. Was nicht sein darf, kann auch nicht sein. Doch mit einem Mal können verschwiegene, vertuschte, geleugnete Beobachtungen Gegenwart und real werden. Diese Enthüllungen sind belastend. Sie empören, entsetzen und erzürnen. Da, wo (sexuelle) Gewalt geschieht, werden Humanität und Würde missachtet. In Familien geschieht (sexuelle) Gewalt nicht zuletzt an Schutzbefohlenen. Da wird familiäre Intimität verraten und Nähe respektlos sowie hemmungslos ausgenutzt. „Die eigene Wohnung, in der es keine Öffentlichkeit gibt, ist der bevorzugte Ort, an dem Gewalttaten ausgetragen werden. Die gefährlichste Zeit für Frauen sind einerseits der Abend und die Nacht, andererseits die Wochenenden und Feiertage. Es handelt sich dabei ganz offensichtlich um jene Zeiten, in denen berufstätige Männer zu Hause sind.“⁷ Indessen sind die Gründe für eine Gewalttat in Familien ganz unterschiedlich. Da gibt es Faktoren wirtschaftlicher und sozialer Natur. Aggression und Gewalt können zu einem Mittel werden, Stress abzubauen. Und die Familie ist erschreckend oft ein Ort, an dem diese Gefühle ausgelebt werden. Dies mag auch eine Erklärung dafür sein, dass häusliche Gewalt in allen Milieus anzutreffen ist. Dennoch sind sozioökonomische Zusammenhänge wie Ausbildung, Beruf, Gehalt, Wohnsituation etc. nicht ohne Belang.⁸ Zu-

gleich zeigt sich, dass Familien in prekären Situationen oftmals stärkende und unterstützende soziale Netzwerke fehlen.

Gewalt in Familien ist deswegen so ungeheuerlich, weil an einem Ort, an dem Nähe und Geborgenheit erwartet und erhofft wird, verraten und geschlagen wird. An diesem Ort ist auch die Kirche und ihre Pastoral in besonderer Weise herausgefordert. Denn die Tatsache von (sexueller) Gewalt in Familien führt auch die kirchlichen Positionen zur Familie als eine Utopie vor Augen. Hier ist Versagen kirchlicher Verkündigung einzuräumen. Neue, hilfreiche Perspektiven sind zu entwickeln. Dazu ist es erforderlich, sich von den idealisierten Familienbildern zu verabschieden und den Blick auf die existierenden, erschütternden und dunklen Seiten in Familien zu lenken.⁹ Es geht auch darum, Tabus in der eigenen Organisation und in der Gesellschaft klar zu benennen. Dadurch könnten kirchliche Akteure an Autorität im Feld der Familie zurückgewinnen.

Ein weiterer Ort der Not ist das *Alter(sheim)*. Die Altersstruktur verschiebt sich nach oben und der Anteil der jüngeren Menschen sinkt. Es ist damit zu rechnen, dass jung zu sein eine demografische Minderheitenerfahrung wird.¹⁰ Erst mit dem späten 20. Jahrhundert ist das hohe Alter zu einer erwartbaren Norm geworden. Die Gründe für das Altwerden sind vielfältig: besseres Risiko- und Gesundheitsverhalten, bessere Gesundheitsvorsorge und medizinischer Fortschritt.¹¹ Zudem – und das ist ein relativ junges Phänomen – kann die jetzige Generation der Alten ihre Nach-

⁷ Dies., ebd., 29.

⁸ Vgl. Dies., ebd., 34f.

⁹ Vgl. Dies., Die alltägliche Gewalt gegen Frauen und Kinder (s. Anm. 5), 142f.

¹⁰ Vgl. <http://www.hoepflinger.com/fhtop/Wandel-des-Alters.pdf> (18.12.2010)

¹¹ Vgl. ebd.

erwerbsphase in weiten Teilen genießen. Neue Wahrnehmungen des Alters führen dazu, dass negative Assoziationen ausgeblendet werden. Dazu tragen nicht zuletzt gesellschaftliche Diskurse, Werbung und Medien erheblich bei. Und all das führt zu ganz neuen Modellen des Alters.¹² Dies wird nicht nur durch das ehrenamtliche Engagement von Alten, in ihrer Reise-lust etc. sichtbar, sondern auch in ihren Wohn- und Lebensformen. Der Anteil der alten Menschen, die mit ihren Kindern leben, nimmt beständig ab.¹³ Dies hat nicht zwingend mit der mangelnden Bereitschaft der Kinder zu tun, mit ihren alten Eltern (oder einem alten Elternteil) zu leben, sondern auch damit, dass alte Menschen ihre persönliche Selbstständigkeit und Freiheit inzwischen selber hoch bewerten.¹⁴ Auch aus diesem Grund sind komplexe Haushaltsformen (mehrere Generationen unter einem Dach) selten geworden. Besonders in den Wohnformen zeigen sich die Wünsche nach Autonomie und Selbstständigkeit der Alten. Dies erklärt auch, warum sich das Eintrittsalter in ein Alters- oder Pflegeheim erhöht. Altersheime werden mehr und mehr zu Pflegeeinrichtungen und dies mit erheblichen Konsequenzen für die genannten Einrichtungen.¹⁵ Die Menschen, die nun vermehrt kommen, müssen pflegerisch betreut werden. Damit werden sie zu einem Ort für die letzte Phase des Lebens. Gleichwohl ist es für pflegebedürftige Alte wichtig, die Erfahrung von Geborgenheit und Unterstützung zu machen. In dieser Phase des Alters sind die

Einschränkungen des Lebens massiv und die eigene Endlichkeit steht (schmerzhaft) vor Augen. Nur wenige wollen in diesen Situationen alleine sein. Allerdings ist dies angesichts von Sparvorgaben und Pflegestufen sowie anderer Gegebenheiten immer schwerer einzulösen. Hier brauchen Einrichtungen ergänzende Unterstützung, gerade auch von Altenheimseelsorger/-innen, die mehr und mehr zu Begleiter/-innen der letzten Lebensphase werden.

2 Anders-Orte

Diese exemplarisch in den Blick genommenen Orte der Not sind, wie alle Orte der Not, davon gekennzeichnet, dass an ihnen prekäre, verdrängte, tabuisierte Zusammenhänge zu Tage treten. An diesen Orten ist man mit Macht und Ohnmacht, Vertuschung und Verzweiflung, Einsamkeit und Angst konfrontiert. Vor diesem Hintergrund stehen diese Orte für das, was der französische Philosoph Michel Foucault mit dem Begriff der Heterotopie beschrieben hat.¹⁶ Heterotopien sind reale Orte. Sie sind Orte, die es wirklich gibt, und sie konfrontieren mit Realitäten, denen nicht ausgewichen werden kann, die aber in der Regel nicht gehört werden, ja erst freigelegt werden müssen. Sie konfrontieren z.B. mit der Situation von Obdachlosen, Straßenkindern, Drogenabhängigen und gestrandeten Existenzen in Großstädten, der skandalösen Situation von Armut und Gewalt in Familien oder den Ängs-

¹² Vgl. ebd.

¹³ Vgl. ebd.

¹⁴ Vgl. ebd.

¹⁵ Vgl. ebd.

¹⁶ Michel Foucault, *Die Heterotopien. Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge*, Frankfurt am Main 2005.

ten, der Einsamkeit und den Schmerzen von Menschen im Alter. Diese Orte entlarven allesamt gesellschaftliche Bereiche und Zusammenhänge, die aufzeigen, wie Menschen miteinander umgehen. Orte wie die Bahnhofsmmissionen, Familien und Alten- sowie Pflegeheime legen vorhandene Muster in der Ordnung der Dinge frei. Sie führen die Mechanismen des Ausschlusses vor Augen und stehen zugleich für mögliche Alternativen. Sie sind Anders-Orte. Und dies nicht zuletzt auch deswegen, weil sie Diskurse an konkreten Orten eröffnen: Wie geht die Gesellschaft mit jenen um, die in ihr nicht mithalten können? Wie können die Utopien von Familienidealen entzaubert und tatsächlich als Lebensorte für Kinder und Erwachsene geschaffen werden? Wie kann es gelingen, sich gut auf ein Leben und ein Sterben im Alter vorzubereiten? Wer sich von der Not Obdachloser, Drogenabhängiger, wehrloser Kinder und Frauen sowie alter und kranker Menschen berühren lässt, muss dies zum Thema machen. An diesen Orten mit ihren spezifischen Nöten ist zu erkennen, was in einer Gesellschaft alles nicht funktioniert.

Heterotopien bedeuten Alternativen, die nicht wie Utopien auf Größen zugehen, die noch nicht verwirklicht sind, sondern vielmehr an dem ansetzen, was vorhanden und real ist.¹⁷ Sie sind wirkliche Anders-Orte innerhalb einer Gesellschaft. Sie richten den Blick auf konkrete Zusammenhänge und mit diesem Blick wird das, was ist, analysiert und in all seinen Facetten freigelegt. Diese Anders-Orte besitzen das

Potenzial und die besondere Eigenschaft, sich auf andere Räume in der Gesellschaft zu beziehen und die dort herrschende Ordnung der Dinge zu neutralisieren, umzukehren oder gar außer Kraft zu setzen. Sie sind in der Lage, die Tabus, Schranken und Normen der anderen Orte zur Sprache zu bringen.

Auch in der biblischen Tradition lassen sich Heterotopien entdecken: die Arche Noah (Gen 6,13–7,16); das gelobte Land (Ex 13,17–14,31); die Krippe (Lk 2,1–20) oder das leere Grab (Mt 28,1–7).¹⁸ Sie brechen herkömmliche Muster auf und zeigen zugleich eine neue Ordnung der Dinge als Möglichkeit und Alternative auf.

3 Pastorale Konsequenzen

Orte der Not sind ein Ernstfall für die Kirche und ihre Pastoral, denn an ihnen stehen die Würde von Menschen und die Rede von Gott auf dem Spiel.¹⁹ Die Rede von dem Gott, der in Jesus Christus Mensch wurde und allen Menschen ein Leben in Fülle verheißt hat (vgl. Joh 10,10). Orte der Not sind Prüfsteine für das Christentum und seine Praxis. An ihnen zeigt sich, ob die Kirche ernst macht mit dem, woran sie glaubt, worauf sie hofft und wofür es sie gibt.

Eine Beschreibung dessen hat die katholische Kirche am Zweiten Vatikanischen Konzil vorgelegt – und dies nicht zuletzt im Konzilsdokument *Gaudium et spes*. „Sie [die Kirche; H. W.] sollte sich

¹⁷ Vgl. Michel Foucault, Andere Räume, in: Martin Wentz (Hg.), Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen (Frankfurter Beiträge 2), Frankfurt a. M. 1991, 65–72, 68.

¹⁸ Vgl. http://www.wir-sind-kirche.at/content/images/stories/download/2008_10_26_sander_dialoge_fhreheterotopien_des_galubens.pdf (18.02.2011)

¹⁹ Vgl. Ottmar Fuchs, Heilen und befreien. Der Dienst am Nächsten als Ernstfall von Kirche und Pastoral, Düsseldorf 1990.

in den Zeichen der Zeit und damit unter den Menschen, oder genauer: in Liebe und Achtung der Menschen und deshalb mitten in ihren Nöten und Erwartungen positionieren. Das ist der Vorgang der Pastoral. Sie hebt die Kirche nicht ab von der Zeit, sondern gibt ihr inmitten der Probleme und Entwicklungen der Zeit einen Ort.²⁰ Und genau an diesen Orten ist es für die Kirche möglich, immer mehr über die eigene Berufung zu erfahren. An diesen Orten verliert sie sich nicht, sondern findet wahrhaft zu sich selbst. „Kirche existiert nicht im Himmel, sondern auf Erden, in der Geschichte von Mensch und Welt.“²¹ Diese Geschichte ist eben auch eine Geschichte der Not, der Bedrängnis, des Unfriedens und der Ungerechtigkeit. Und darauf nimmt das Pastoralverständnis des Zweiten Vatikanischen Konzils direkt Bezug, denn es zeichnet sich dadurch aus, dass Pastoral, die das Werk Christi selbst weiterführt (vgl. GS 3), nicht losgelöst von den Schauplätzen der Menschheit (GS 2) zu entwickeln ist. In den unterschiedlichsten Konstellationen menschlicher Existenz will sie ihnen dienen und solidarisch mit ihnen werden.²² An konkreten Orten kann sich zeigen und muss sich letztlich auch erweisen, „was die christlichen Glaubenshoffnungen bedeuten“²³. Nur so ist auch der erste Satz der Pastoralkonstitution zu

verstehen, der die pastorale Option dieses Konzils deutlich benennt: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi, und es findet sich nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihrem Herz seinen Widerhall fände.“ (GS 1)

Mit dieser Aussage wird klar formuliert, worum es in der Pastoral geht: „Es geht in der Pastoral nicht nur um den Menschen als religiöses Wesen, sondern um ihn als einen und ganzen Menschen. Seelsorge ist damit nicht Sorge um die Seele, sondern – als Pastoral des Volkes Gottes – Sorge um den ganzen Menschen. Pastoral geht es in dieser Sorge um die Rettung der menschlichen Person und um den rechten Aufbau der Gesellschaft tatsächlich um nichts weniger als um die Fortführung des Werkes Christi.“²⁴

Die Fortführung des Werkes Christi wird an Orten konkret, wo Menschen um ihre Würde ringen und ihnen Würde zuerkannt wird. Und damit wird der Wechsel von realen Orten der Not zu den Potenzialen von Anders-Orten beschrieben. Denn im Handeln zeigt sich, wer die Kirche ist und wo sie steht. „An ihren Taten wird gemessen, was sie sagt.“²⁵ Und genau dies wird in der Grundfunktion der Dia-

²⁰ Hans-Joachim Sander, Theologischer Kommentar zur Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute (*Gaudium et spes*), in: Peter Hünermann / Bernd Jochen Hilberath, Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil. Bd. 4, Freiburg–Basel–Wien 2005, 583–886, 701.

²¹ Rainer Bucher, Die pastorale Konstitution der Kirche. Was soll Kirche eigentlich?, in: Ders. (Hg.), Die Provokation der Krise. Zwölf Fragen und Antworten zur Lage der Kirche, Würzburg 2004, 30–44, 37.

²² Vgl. ebd.

²³ Hans-Joachim Sander, Theologischer Kommentar zur Pastoralkonstitution (s. Anm. 19), 712.

²⁴ Rainer Bucher, Die pastorale Konstitution der Kirche. Was soll Kirche eigentlich? (s. Anm. 20), 37.

²⁵ Elmar Klinger, Kirche und Offenbarung. Die neue Systematik in der Theologie, in: MThZ 54 (2003) H. 2, 127–140, 139.

konie gegenständlich. Sie steht für Orte, an denen das Evangelium öffentlich und sichtbar anzutreffen ist und wo deutlich wird, dass Kirche zu einem anderen Umgang mit Not in der Lage ist.²⁶ Not wird in diakonischen Zusammenhängen nicht verlagert oder ausgeschlossen, sondern in den Mittelpunkt des Handelns gerückt. Besonders deutlich wird diese Form des Umgangs mit Not in Mt 14,13–21 (Die Speisung der Fünftausend).²⁷ In Mt 14,16 heißt es: „Jesus antwortete: Sie brauchen nicht wegzugehen. Gebt ihr ihnen zu essen!“ Die Anweisung Jesu wird durch den Imperativ geradezu unterstrichen. Hilfe zu leisten ist keine Nebensache oder etwas, das ausgelagert, verlagert werden kann. Es geht um den Einsatz im Hier und Jetzt – das gilt auch heute noch. Was sonst an die Ränder der Gesellschaft gedrängt wird

und verschämt vorkommt, gelangt im diakonischen Handeln in die Mitte, erhält so einen neuen Ort. An diesen Orten wird genährt, geheilt, begleitet, getröstet und gestärkt. In diesen Bereichen genießt die (katholische) Kirche ein hohes Ansehen.²⁸ „Die Akzeptanz des diakonischen Handelns der Kirche bzw. der Bedarf daran ist bei den kirchenfernen Bevölkerungsgruppen überproportional hoch. Die Diakonie verschafft der Kirche bei den kirchenfernen und nicht kirchlich gebundenen Gesellschaftssegmenten eine Restplausibilität, aber auch Glaubwürdigkeit. Pointiert gesagt: Diakonie ist – in den Augen der Menschen – das ‚Gute‘ an der Kirche.“²⁹

In diakonischen Zusammenhängen zeigt sich etwas entscheidend Christliches: Anders mit Unterschieden, mit gebrochenen und fragilen Existenzen umzugehen, indem man sich ihnen öffnet, genau für diese da sein will und da ist.³⁰ An diesen Orten entgrenzt sich die Kirche um der Menschen willen.³¹ Solidarität und Nächstenliebe sind hier nicht nur bedeutungsschwangere Wörter, sondern sie werden konkret. Sie setzen sich mit der Herausforderung auseinander, wie das Zusammenleben von Menschen in Gerechtigkeit, Freiheit und Anerkennung der Würde aller möglich ist. Darin zeigt sich auch die

Weiterführende Literatur:

Dudley D. Cahn (Hg.), *Family violence*, New York 2009.

Thomas Klie / Martina Kumlehn / Ralph Kunz (Hg.), *Praktische Theologie des Alterns*, Berlin 2009.

Herbert Haslinger, *Diakonie. Grundlagen für die Soziale Arbeit der Kirche*, Paderborn–München–Wien–Zürich 2009.

²⁶ Vgl. *Hans-Joachim Höhn*, *Soziale Diakonie – kulturelle Diakonie. Vom entscheidend Christlichen. Vortrag zur Inaugurationsfeier der Katholischen Hochschule NRW/Köln*, 5. Mai 2009; <http://www.bussemer.net/daten/SozialeKulturelleDiakonie.pdf> (18.12.2010).

²⁷ Vgl. „Gebt ihr ihnen zu essen!“ (Lk 9,13) Optionen für eine diakonische Pastoral. Antrittsvorlesung *Univ.-Prof. Dr. Johann Pock* am 8.10.2010. <http://ktf.univie.ac.at/content/site/pt/aktuelles/index.html>, Antrittsvorlesung Skriptum [1] pdf (18.12.2010).

²⁸ Vgl. *Herbert Haslinger*, *Diakonie. Grundlagen für die soziale Arbeit der Kirche*, Paderborn u. a. 2009, 109–112.

²⁹ Ebd., 110.

³⁰ Vgl. *Hans-Joachim Höhn*, *Soziale Diakonie – kulturelle Diakonie. Vom entscheidend Christlichen* (s. Anm. 25).

³¹ Vgl. *Ottmar Fuchs*, *Heilen und befreien* (s. Anm. 18), 226.

polare Struktur der Diakonie: Sie hat eine öffentliche/politische wie spirituelle Seite.³² Die spirituelle Seite gründet in Christus: „In ähnlicher Weise umgibt die Kirche alle mit ihrer Liebe, die von menschlicher Schwachheit angefochten sind, ja, in den Armen und Leidenden erkennt sie das Bild ihres armen und leidenden Gründers; sie müht sich, ihre Not zu lindern, und sucht Christus in ihnen zu dienen.“ (LG 8) Diese Verortung der Kirche in die Kontexte von Not und Leid gehört zum Wesen der Kirche.³³ Deswegen sind diakonische Orte mehr als ein Reparaturbetrieb für die Gesellschaft an den Orten, wo sie nicht funktioniert und Zusammenhänge kippen oder aus dem Ruder laufen. Diese Orte stehen für die Kirche selbst und dafür, wie aus Orten der Not Anders-Orte werden können. Denn an ihnen wird eine alternative

Ordnung der Dinge sichtbar, die sich an Jesus Christus und der Botschaft vom Reich Gottes orientiert. Es geschieht „diakonale Inkulturation des Evangeliums“³⁴. An Orten der Not finden christlicher Glaube und Kirche zu ihrer Existenz. In unmittelbarem Bezug auf die Nöte und Hoffnungen der Menschen kann sich erweisen, ob sie tatsächlich Perspektiven und Alternativen um der Menschen und Gottes willen aufzeigen kann. Wenn dies allerdings gelingt, dann werden aus Orten der Not Anders-Orte und Kirche wird wahrhaft zur Kirche Jesu Christi.

Die Autorin: *Hildegard Wustmans*, geb. 1963, Studium der Theologie in Würzburg und São Paulo, Professorin für Pastoraltheologie an der Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz.

³² Vgl. *Hans-Joachim Höhn*, Soziale Diakonie – kulturelle Diakonie. Vom entscheidend Christlichen (s. Anm. 25).

³³ Ebd.

³⁴ *Ottmar Fuchs*, Heilen und befreien (s. Anm. 18), 227.